



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Zwei deutsche Naturdichter.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Zwei deutsche Naturdichter.

Es soll hier von Dichtern aus dem Volk die Rede sein, von zwei kleinen Singvögeln eigener Art, bescheidenen Zaunschlüpfern.

Da nun die Kritik aus gutem Grunde sich enthalten wird, auf die Rehlen dieser Sänger los zu fahren, so möge man verstaten, daß sie angeborenen Grimm nach andrer Richtung kundgebe, und ihre Krallen zuerst gegen das Wort Naturdichter ausstrecke. Diese landesübliche Bezeichnung für solche Dichter aus dem Volke, welche nicht mitten in dem tiefen Strom unsrer Bildung stehen, ist unpassend erfunden. Denn unsre Cultur soll die poetische Naturkraft nicht dämpfen, sondern ihr grade Licht und Luft zu gesunder Entfaltung geben. Wer den Segen unsrer Bildung nur unvollständig für sich gewonnen, dem wird, so lehrt die Erfahrung, die angeborene Kraft keineswegs freier und ungebundner arbeiten, sie wird im Gegentheil nur mangelhaft zur Erscheinung kommen. In diesem Sinne hat bei uns der Unterschied zwischen volksmäßiger und kunstvoller Poesie längst aufgehört. Allerdings hat er durch fast anderthalb Jahrtausende bestanden. Es hat sehr entfernte Zeiten gegeben, wo alle Poesie volksmäßig war; nach dem Eindringen des Christenthums in die deutsche Seele andre Jahrhunderte, wo die Poesie der Gebildeten Deutschlands gar nicht deutsch war, sondern lateinisch; dann die Hohenstaufenzeit, in welcher eine volkstümliche und gebildete Poesie getrennt nebeneinanderliefen, so zwar, daß jede die andre beeinflusste, aber für das Ohr der Zeitgenossen doch sehr verschieden in Melodie, Vermaß, in Methode der Schilderung und in dem Gebiet der Stoffe. Dann kamen wieder Jahrhunderte, wo die anspruchsvolle Kunst der Hochgebildeten in den Stuben der zünftigen Handwerker zum behaglichen Besitz des Volkes umgeformt wurde, wo alle poetische Kunst gering wurde und auch der alte Volksgefang seine feine Geseglichkeit verlor. Seit endlich die neuhochdeutsche Schriftsprache durch Luther und die Reformation die Gedanken der Menschen in ihre Saggbildung und ihren Wortschatz zwang, ist allmählig nach manchem Kampfe die Sprache der Gebildeten der einzig schriftmäßige Ausdruck für Gedanken und Gemüthszustände auch des Volkes geworden. Selbst wer im Dialekt dichtete, that dies in der Regel nur dann mit Erfolg, wenn er ein gebildeter Mann war, der mit Bewußtsein das Charakteristische des Dialekts, die Klangfarbe, Wortfülle und naive Frische zu künstlerischer Wirkung benutzte.

Nun ist unsere Cultursprache noch weit davon entfernt, für das gesammte Empfinden der Nation vollen Ausdruck darzubieten. Ihr Wortreichthum ist begrenzt, fast zahllos ist die Menge schöner, alter Wörter, welche nur in der Sprache der einzelnen Stämme lebendig blieben, und welche Schattirungen der

in die Schriftsprache aufgenommenen Wortbegriffe bewahren, solche Nebenbedeutungen, wie sie grade der Dichter am schmerzlichsten entbehrt. Unsere Schriftsprache enthält ferner nur den Niederschlag unserer bisherigen Cultur, sie ist vorzugsweise durch Gelehrte und die poetischen Richtungen der letzten Jahrhunderte, außerdem durch die Bedürfnisse des Geschäftslebens gestaltet worden. Die Wucht politischer Beredsamkeit, die Grazie feinen, geselligen Verkehrs, die Kraft des Humors sind ihr nur selten zu gut gekommen, und sie ist nach mancher Richtung ungelent und arm, zuweilen noch pedantisch, in Energie und Fülle der Stärkung bedürftig. Auch besteht neben ihr in jedem deutschen Stamm eine Volkssprache, welche schöne Besonderheiten bewahrt hat, und außer eigenen Wörtern und Dialektformen auch noch ein anderes Sprachgefühl zu verwenden gewöhnt ist. Denn während die alte bildliche Bedeutung zahlloser Wörter in der Schriftsprache fast verschwunden ist, und Worte wie abgegriffene Münzen nur zur Bezeichnung eines vergeistigten Begriffes dienen, bewahrt das Volk in vielen Fällen noch eine Empfindung für die ursprünglich sinnliche Bedeutung der Wörter und gebraucht dieselben bedeutsamer und bildlicher als der Gebildete. Bei dem Wort Ausschweifung sieht der Mann aus dem Volke noch das Bild des geraden Weges vor sich, um welchen der Ausschweifende seine Bogen beschreibt, mit dem Wort „Schwermuth“ bezeichnet er noch den Druck einer geheimnißvollen Last, welche auf dem Gemüthe liegt, vor dem Wort „Bündniß“ hat er noch dunkle Erinnerung an ein Band, welches symbolisch zwei Zusammengehörige aneinanderschließt, bei dem Wort „Schluß“ steigt in ihm noch die Nebenvorstellung der Kette oder des Niegels auf, welche eine Thür zusperrt. Deshalb verwendet unser Volk seine Sprache noch mit einem gewissen poetischen Genuß, welcher der Rede des Gebildeten fehlt. Wer einmal zuhört, wie Landleute einander schrauben und welchen Werth sie darauf legen, neckendem Angriff durch behende Gegenrede zu antworten, der wird beobachten, daß dieses Witzspiel der Rede zum großen Theil auf dem Hervorheben der alten, sinnlichen Wortbedeutungen beruht und in seinen Feinheiten dem Gebildeten nur verständlich wird, wenn er sich in die alte volksthümliche Auffassung der Wörter zu versetzen vermag. — Sogar ein eigenthümliches rhythmisches und Melodiengefühl ist unserem Volke noch nicht geschwunden. Denn in den Weisen der Volkslieder, welche noch gesungen werden, und in den Versen, welche in neuer Zeit alten Liedern eingedichtet wurden, erkennt man noch ein unsicheres Gefühl für die Hebungen und Senkungen und die Versaccente der mittelalterlichen Dichtung, in entschiedenem Gegensatz zu der neuen Versbildung, welche seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts durch die Gelehrten unter dem Einfluß lateinischer Metrik in die Sprache geleitet wurde.

Aber diese Verschiedenheit des Sprachsinns und Klanggefühls in volks-

mäßiger und gebildeter Sprache kommt dem Dichter aus den kleinen Kreisen des Volkes kaum noch zu Gute. Denn auch für seine Empfindung ist die Schriftsprache des Gebildeten die vornehme geworden, welche er bei gewählter Rede zu gebrauchen verpflichtet ist. Sie ist es, welche seine Seele während der Lectüre jedes Buches, beim Anhören jeder Predigt, beim Singen jedes Gesangbuchverses mit Wort und Ausdruck für solche Stimmungen versteht, welche er in der Rede des Tagesverkehrs auszusprechen nicht geübt ist. Am tiefsten empfindet grade der talentvolle Sohn des Volks den Drang nach dieser Bildung, welche ihn in den großen Verkehr der Welt einbürgert. Grade ihm erscheint deshalb die landläufige Sprechweise seiner Umgebung als gewöhnlich und unpoetisch, und er ist sorglich bemüht, in seinen Gedichten die Gewandtheit gebildeten Ausdrucks zu erweisen. Deshalb ist natürlich, daß grade der sogenannte Naturdichter sich weniger natürlich und unbefangen ausdrückt, als der Gebildete. Auch nicht mehr die alten Volksweisen klingen bestimmend in seiner Seele, sondern die Verse des Gesangbuches, der Gedichtsammlungen, der geselligen Lieder, welche ihm gedruckt vorliegen. Nach ihrer Weise schafft er; den fernigen Ausdruck seiner Volkssprache vermag er mit der Feder nicht leicht festzuhalten; aber poetische Phrasen, welche uns alltäglich sind, machen ihm noch den Eindruck des Erhabenen, er ringt in der ihm nicht ganz heimischen Sprechweise mit dem Ausdruck und wird Flichwörter und matte Stellen schwerlich vermeiden. Deshalb hat die sogenannte Naturpoesie für unsre Kunst nur selten eine Bedeutung, und es ist keine Aussicht, daß dies jemals anders werde. Nur hohe und freie Bildung vermag noch die Sprache, welche wir verwenden, poetisch zu idealisiren und dem geistigen und gemüthlichen Inhalt unseres Volksthum's reichen Ausdruck zu geben.

Aber ein anderes menschliches Interesse wird durch jedes poetische Streben im engbegrenzten Kreise lebhaft in Anspruch genommen. Mit warmer Theilnahme beobachten wir das geistige Schaffen eines Mannes, der unter dem Druck der Noth und kraftzermalmender Arbeit sich die innere Freiheit und Heiterkeit rettet, welche der poetischen Gestaltung nothwendig sind. Ihm ist die Poesie noch in anderer Weise als uns die schöne Göttin, welche die enge Wohnung mit überirdischem Glanze schmückt; sie giebt seinem innern Leben Reichthümer, die wir kaum zu schätzen wissen, und mit heimlichem Stolz trägt er den unsichtbaren Kranz, den sie auf sein Haupt drückt, in seinem Hause und unter den Genossen seiner Arbeit. Sein ganzes Leben fühlt er durch den Verkehr mit seiner Muse geadelt, und die Freude, mit der er dichtet, ist wahrscheinlich das idealste Gefühl seines Lebens. Gelingt ihm einmal, seiner wogenden Empfindung originellen Ausdruck zu geben, so wird auch sein Gedicht für uns besonderen Reiz erhalten.

Vor uns liegen zwei kleine Gedichtsammlungen, deren Verfasser verdienen,

daß die Leser d. Bl. einige Augenblicke mit Antheil darüber verweilen. Der Titel des ersten Bändchens ist:

Poetische Bilder aus dem Leben von Fr. Jacob Müller. Im Selbstverlag des Verfassers. Ohrdruf, in Commission bei Aug. Stadermann jun. 1866.

Der Dichter lebt zu Nauendorf bei Ohrdruf, ist in einem kleinen Dorfe an der Saar geboren, nur mit der dürftigen Schulbildung, welche eine Landschule gewähren kann, ausgestattet, seit seinem dreizehnten Jahre als Porcellandreher in einer Fabrik thätig. Seine Arbeit zerstört die Gesundheit, in einer Zuschrift an den Referenten äußert er, daß ein Porcellandreher selten älter als vierzig Jahre werde, er habe nicht mehr weit bis zu diesem Jahre, da sei ihm eilig, Leser und Freunde zu gewinnen, denn ihm sei eine gute Frau und mehre Kinder bescheert, denen er freundlichen Antheil werben möchte. Und er meine wohl, es sei etwas an seinen Gedichten; denn sie hätten ihm viel große Stunden gemacht, bei seiner anstrengenden Berufsthätigkeit habe er seit frühesten Jugend den Drang, sein Gefühl in Versen auszudrücken. Man möge die Sache prüfen, urtheilen und ihm die Belege zuschicken. — Dem Bändchen sind auch, damit man von der Wahrheit seiner Darstellung überzeugt werde, empfehlende Zeugnisse des Herrn Superintendenten, des Herrn Bürgermeisters und des thüringischen Dichters Adolf Bube beigelegt, durch welche bekräftigt wird, daß der Dichter ein gemüthvoller und wackerer Mann sei, der auch nach Kräften die Bildung des Arbeiterstandes zu fördern suche, der Bürgermeister verfehlt nicht, als löblich beizufügen, daß die vorliegende Arbeit aller Politiker fern stehe und sich nur „mit rein sittlichen, Hebung des Gemüthes abzweckenden Gegenständen beschäftige.“ So erscheint Müllers Poesie nach alter deutscher Weise durch Eidesshelfer, sichere Männer aus dem lieben gothaischen Lande bestätigt. Der Verfasser beginnt mit den Worten:

Dem armen Vogel gleich, der sich gefangen — Im engen Raume eines Käfigs sieht: — So singe ich voll Sehnsucht und Verlangen — Nach Geistesfreiheit auch mein schwaches Lied. — Man mustere den Inhalt: Lied auf die Hoffnung, die treueste Freundin der Armen, Anbetung Gottes, des liebenden Allvaters, der allen Menschen derselbe sei, Frühlingsgefühle und Naturgenuß, die Freiheit der Berge gegenüber dem Dampf der Erde; wehmüthige Erinnerung an die geschiedenen Lieben und an sein Heimathdorf Mettlach an der Saar, gute und schön empfundene Lehren des Vaters an sein Kind, Wahrheit und Recht, Vorwärts, Haß gegen dummen Geldstolz und Muckertum, Lob der Turnerei und Festgedichte und überall warmes Familiengefühl. Es ist die ideale Habe eines Arbeiters, genau der Kreis von Interessen ist idealisirt, welche dem intelligenten Sohne des Volkes in der Gegenwart nahe liegen. Man sieht ein ernstes Streben nach Bildung, fleißige Lectüre und ein gutes Gemüth,

welches lange nach innerer Freiheit gerungen hat und wohlberechtigt ist, mit Selbstgefühl den gewonnenen Besitz zu überschauen. Wo der Verfasser im Detail schildert, was ihn umgiebt, gewinnt seine Empfindung auch anziehenden Ausdruck. Wenn hier als Probe das Gedicht abgedruckt wird, in welchem er Stunden seines eigenen Lebens schildert, so sind wir überzeugt, daß den Lesern d. Bl. solches Gedicht noch in anderer Weise das Gemüth bewegen wird, als „durch die Poesie seines Ergusses:“

Feierabend.

Winkt am Abend mild und labend
Mir der Ruhe süßes Glück,
Dann enteile ohne Weile
Ich dem Staube der Fabrik.

Alle Sorgen bis auf morgen
Mögen sie verschoben sein;
Mein Geleite sei für heute
Ruh' und Frohsinn nur allein.

Dann zu meinen lieben Kleinen,
Zu der Gattin zieht's mich hin;
Wo mich grüßet und umschließet
Nur der reinsten Liebe Sinn.

Komm' ich näher, stehn die Späher
Ganz gewiß schon, wie's Gebrauch,
Voll Verlangen zu empfangen
Ihren lieben Papa auch.

Bin ich endlich ihnen kenntlich,
Stürzen sie zugleich hervor;
„Sieh' Mamachen, hier Papachen!“
Schreien sie im vollen Chor.

Mich umringet und umschlinget
Rasch der ganze Kinderhauf',
Klein und Große auf dem Schooße
Schauen froh zu mir herauf.

Das Gezupfe und Gerupfe
Hier am Ohr, und dort am Kinn,
All das Fragen, Wiedersagen,
Her und hin und wieder hin!

Nun heißt's reiten, Bilder deuten,
Häuser bau'n und Peitschen drehn,
Turnen, springen, Lieder singen,
Exerzieren, Schildwach' stehn.

Wie sich ringend und verschlingend
 Rasch verschwindend zieht der Rauch,
 So die Schranken der Gedanken
 Lösen, — fetten sie sich auch.

Rein und helle fließt die Quelle
 In mein Herz, — die Poesie! —
 All mein Leben, Thun und Streben,
 Löst sich auf in Harmonie!

Froh und heiter dring' ich weiter
 Ein ins Reich der Träumerei'n;
 Laß' die Bilder immer milder
 Der Erinnerung mich erfreu'n. —

Daß mein Träumen nicht den Räumen
 Sich der Wirklichkeit entzieht,
 Dafür scheinen meine Kleinen
 Oft durch Schreien recht bemüht.

Doch so wonnig, warm und sonnig,
 Wie's mir in der Seele glüht,
 Hör' ich leise dann die Weise
 Von der Mutter Wiegenlied:

„Kindlein du, das immerzu

„Engel nur umschweben:

„Schlaf, ja schlaf in süßer Ruh'

„Du mein einzig Leben;

„Dich bewacht bei Tag und Nacht

„Treue Elternliebe,

„Sorglich nur darauf bedacht,

„Daß dich nichts betrübe.

„Engelsbild, mein Kindlein du,

„Schlaf, ja schlaf in süßer Ruh,

„Du mein einzig Leben.

„Schlase ja, daß es Papa

„Wieder nicht gelüste,

„Daß er fragt: „Wer schreit denn da?“ —

„Doch dabei dich küßte. —

„Schließe du die Augenlein zu,

„Lächle mir entgegen,

„Daß die Mutter sich zur Ruh'

„Auch kann niederlegen.

„Engelsbild, mein Kindlein du,

„Schlaf, ja schlaf in süßer Ruh'

„Du mein einzig Leben.

Wohl gesungen und verklungen,
Ist das Lied in Klang und Wort,
Doch das Schöne seiner Töne,
Lebt in meinem Herzen fort. —

Alles schweiget, und es steigt
Auf zum Himmel mein Gebet,
Das vom Höchsten Glück und Segen,
Für die Theuren mein erfleht.

Der dies schrieb, hat nur in einer Dorfschule dürftigen Unterricht erhalten, er ist seit seinem dreizehnten Jahre Fabrikarbeiter, er weiß, daß der demant-harte Staub, den er athmet, seine Lungen zerstört, er weiß, daß man achsel-zuckend sagt, seinesgleichen werde selten über vierzig alt, und er zählt sechsund-dreißig Jahre, darunter dreiundzwanzig in weißem Staube, der ihm jeden Werkeltag Antlitz und Kleid mit bleichem Totenglanz überdeckt. Und doch singt er wie ein Vogel des thüringer Waldes. Wenn ihm die Sorge um Weib und Kind das Herz bedrängt, dann feiert er den allgütigen Vater in wohlgefügtem Verse und holt sich Muth aus dem eigenen Liede; wenn ein hochmüthiger Geldkauz auf ihn herabsieht, hebt er stolz sein Haupt und denkt, er kann doch keine Zeile er-dichten; und wenn ihm eine warme Empfindung das Herz gehoben hat, so eilt er an seinen Schreibtisch und hebt sie schriftlich auf, und so oft er das Blatt, worin er sie verzeichnet, wieder hervorzieht, kehrt ihm die schöne Stunde wie-der, und ein goldiger Schein zieht über seinen Arbeitstisch, die Wände der engen Stube, um sein Haupt und die Häupter seiner Lieben.

Der andere Dichter ist ein Landsmann Jacob Müllers, um einige Jahre älter und darum auch bereits berühmter. Ein stattliches Bändchen seiner Ge-dichte liegt schon in zweiter Auflage vor, unter dem Titel:

Gedichte von Peter Zirbes, wanderndem Steinguthändler aus Nieder-frail, Kreis Wittlich, Regierungsbezirk Trier. Zweite Auflage. Selbstverlag des Verfassers. 1865.

Peter Zirbes ist wie Jacob Müller aus der Saargegend, auch er ist mit irdener Waare beschäftigt, während die Göttin der Dichtkunst ihm gütig zu-lächelt, auch sein Talent arbeitete sich aus der Noth eines engen Lebens her-auf, er verkauft jetzt neben Glas und Steingut seine Gedichte.

Schon sein Vater und die Eltern seiner Mutter trieben Hausirhandel, Vater und Mutter bekamen bei der Verheirathung ein Leintuch und einen Es-löffel als Ausstattung mit. Die jungen Gatten borgten ihre Porcellanwaaren in der Fabrik, dazu irgendwo einen Esel und begannen mit 40 Thalern Schulden ihren Erwerb. Im Sommer zogen sie durch das Land, zum Winter kehrten sie in das Heimathsdorf zurück; dort verstärkte gleich im ersten Jahre der kleine Peter den Haushalt durch sein irdisches Auftreten. Die Eltern brachten

sich doch etwas vorwärts, sie konnten sich sogar ein Häuschen bauen. Wenn das Frühjahr kam, wurden die kleinen Kinder mit auf die Wanderschaft genommen. Durch Unwetter und Sonnenbrand zogen sie bald auf dem Arm der Eltern, bald auf dem Rücken des Esels, zwischen Gläsern und Töpfen von Dorf zu Dorf. Wenn im Winter die Mutter mit den Kindern zu Hause blieb, da führte der Vater doch seinen Esel durch den Schnee nach Verdienst. Von solcher Fahrt kam er einst auf den Tod erkältet heim, eine schwere Krankheit warf ihn auf das Lager; als er im Frühjahr genas, war das Eselein verkauft, das Haus tief verschuldet, kein Brod im Hause und bei den Verwandten keine Hilfe. Wenn die Gläubiger in das Haus traten, ihr Geld zu fordern, so gingen sie beim Anblick der Noth, ohne ein Wort zu sagen, wieder fort. Ein gutmüthiger Verwandter schaffte den Hungernden endlich den Rest seiner Winterkartoffeln ins Haus, heimlich vor seinen Leuten, welche auch Ansprüche darauf machten.

Von neuem begann der Kampf um das Leben, wieder wurde ein Esel und irdene Waare geborgt und mit neuer Hoffnung zog wieder die Familie haufstrend durch das Land. Und wieder kam sie etwas herauf.

Als Jacob sieben Jahre alt war, lief er in die Schule, nur im Winter, weil er im Sommer wandern mußte, und auch dann nur, wenn er nicht grade krank war. Er war aber ein zartes Kind und die Landstraße im kalten Herbst machte ihn oft für die nächsten Monate elend. Früh regte sich in dem Kinde die geschäftige Phantasie; das Rechnen gedieh ihm nicht, aber Bücher zu lesen hatte er Heißhunger. Die Bilder zahlloser Märchen und Geschichten füllten ihm den Kopf, was er gelernt hatte, bewahrte er in treuem Gedächtniß, am liebsten Verse. Gern zeichnete er und übte sich, wo er konnte; auf der Flöte versuchte er selbst blasen zu lernen, und es gelang, aber er hatte niemand, der ihm die Noten lehren konnte, nur ein alter Kirmeßmusikant, der seine Kunst nach dem Gehör übte, brachte dem Knaben einige Tänze und Lieder bei.

Der Knabe wuchs heran. Seine Eltern hatten unterdeß ein wenig Ackerland, ein Wiesenstück erhandelt, auch einen kleinen Karren für die Waare und statt des Esels ein Pferd. Jacob half treulich im Geschäft, aber ihm war traurig zu Muth. „Alle Thüren zu einem höhern Erkennen waren mir verschlossen.“ Da fand er einen jungen Mann aus den gebildeten Ständen, der sich seiner zuweilen annahm, die Fehler seiner Zeichnungen corrigirte und ihm fleißig Bücher lieh, durch ihn lernte der Jüngling zuerst gute Gedichte kennen. Und hingerissen von ihrer Schönheit versuchte er selbst die geheimnißvolle Kunst.

Als Jacob dem Herrn Pfarrer und später dem Herrn Landrath auf ihr Begehren seine poetischen Versuche zeigte, wollte man nicht glauben, daß er der Verfasser sei und daß er auch die Randzeichnungen dazu gefertigt, und behandelte ihn, wie das vornehmer Theilnahme wohl in solchen Fällen begegnet, als Betrüger. Für sein Leben hatte das kühle Wohlwollen seiner Gönner weiter

keine Folge. Nur einmal, als er von der Militärcommission wegen mangelndem Maß zurückgestellt war, richtete der Major, durch den Landrath aufmerksam gemacht, die Frage an ihn, ob er in eine Schule treten wollte, deren fremde Bezeichnung der Jüngling nicht verstand. Er stotterte heraus, daß seine Eltern ihn schwer entbehren würden, und wurde entlassen. Das war die Gelegenheit, die ihm das Leben bot, sich festere Bildung zu erwerben, sie kehrte nicht wieder. Es kamen die unruhigen Jahre 1848 und 1849, er blieb wandernder Steinguthändler.

Einen kurzen Abriss seiner Biographie schließt er mit den Worten: „Was mir blieb, war meine innere Welt. — Bringe ichs denn in der Welt nicht weiter, so will ich auf den Trümmern meiner gescheiterten Hoffnungen Gott einen Altar bauen und ihm danken, daß ich als armer, wandernder Steinguthändler, wenn auch ein kümmerliches, so doch ein selbstverdientes Stücklein hartes Brod esse.“

Wenn man aber die Gedichte liest, ohne zu wissen, auf welchen Seitenpfaden der Verfasser sich die Bildung der Sprache erwarb, und wie er in dem Empfindungskreise moderner deutscher Lyrik heimisch geworden ist, wird man schwerlich ahnen, daß der Dichter nicht den gewöhnlichen Weg der Schule und Universität gegangen ist. Seine Verse sind nach dem Maßstabe unsrer Kunst gemessen, nicht ganz correct, er elidirt z. B. nicht das stumme G vor Vocalen, und setzt wohl auch einmal stark betonte Silben in die kurzen seines Dactylus, aber wenn sein rhythmisches Gefühl auch nicht fein gezogen ist, es erweist sich in der Strophenbildung immer noch kräftiger als in vielen Gedichten moderner Lyriker, welchen der Vorwurf gemacht werden muß, daß sie ein halbes Jahrhundert nach Goethe und Schiller das Gehör für reinen Klang fast ganz verloren haben. Seine Sprache ist die eines gebildeten Mannes, ja sein Wortschatz ist nicht klein, er hat Freude an originellem Ausdruck und weiß mit Bewußtsein seltne Wörter zu poetischer Färbung zu verwenden. Auch sein poetisches Empfinden ist so völlig das eines gebildeten Dichters, daß sich bei ihm der ganze herkömmliche Vorrath von poetischen Bildern und Anschauungen und von Variationen goethescher Ideen findet, welche den Gedichtsammlungen der meisten modernen Dichter gemeinsam sind. Er hat ein frommes Gemüth, die lyrischen Stimmungen, welche dem Christen in der Natur aufgehen, sind ihm vorzugsweise gelungen, in manchen Strophen gewinnt innige Empfindung auch schön gehaltenen Ausdruck. Auch wo er die Natur betrachtet, ist es ganz in unsrer gebildeten Weise, Grundton ist auch ihm die uralte heimische Stimmung: Freude über das Erwachen im Frühling und Herzbellemmung über das Welken im Herbst: Röslein, Waldbach, Bergruine, Morgen und Abend fehlen nicht.

Daß er ein weiches Kind aus dem Volke ist, erkennt man zumeist aus

seinen Balladen und Romanzen, in denen er Sagen seiner Landschaft durch Verse erzählt. Auch hier ist der gebildete Romanzenton herrschend, aber die Freude an sentimentalem Schluß bewirkt, daß er tragische Ausgänge gern zu plözlich und unvermittelt einführt. Nur einige Mal klingen diese Gedichte in Maß und Ton an die alte volksmäßige Darstellung an.

Was aber die innere Freiheit seiner Bildung wohl am meisten charakterisiert, ist der Umstand, daß er einige Mal auch im Dialekt seiner Heimath gedichtet hat. Wer diese Art von poetischen Wirkungen sucht, der hat bereits einen behaglichen Genuß am Dialekt, wie er erst durch sichere Bildung innerhalb des Bereichs der Schriftsprache zu kommen pflegt. Ebenfalls lehrreich ist, daß er selbst da nicht grade volksmäßig spricht, wo er reale Zustände seines eignen Lebens schildert, z. B. in dem Gedicht: „Meinem alten Pferde“. Hier ist das Maß eine Strophe, die er sich aus vier Alexandrinern gebildet hat, und die Sprache hat einiges von der Rococo-Färbung des vorigen Jahrhunderts, die ihm irgendwie durch Lectüre in die Seele kam.

Auch aus dieser Gedichtsammlung werden als Beleg für das Gesagte zwei kleine Gedichte mitgetheilt, nicht weil sie die besten der Sammlung wären, sondern weil sie sein Talent nach zwei Seiten bezeichnen; das eine zeigt ungefähr den Reichtum an Anschauungen, welchen er zu verwenden weiß, das andre, wie weit er mit dem rhetorischen Element der Verse, z. B. Antithesen, Haus zu halten versteht:

Beim Herannahen des Herbstes.

Der kalte Wind des nahen Herbstes wehet
Durchs Stoppelfeld, und traurig steht der Wald,
In dem nicht mehr aus röthlich gelben Zweigen
Das Lied der muntern Sänger schallt.

Am fahlen Grashalm bebt im Spinnewebe
Demantenschmuck im Morgensonnenschein;
Des Berges Haupt, auf dem die Geister hausen,
Hüllt schon der Nebelschleier ein.

Ein Buchelregen rauscht im dürrn Laube,
Wenn leis der Wind des Baumes Haupt bewegt;
Am Hagedorn erglänzen rothe Beeren,
Der dort den Wiesenrand umhegt.

Der Landmann zieht die Furchen mit dem Pfluge,
Beherrscht der Kofse wildes Paar;
Vertraut die Saat dem dunkeln Schoos der Erde
Und all sein Hoffen für ein Jahr.

Die Nuß entfällt der niedern Haselstaude,
Am Weinstock dort die reife Traube glänzt;
Froh eilt der Winzer zu dem reichen Segen,
Den Hut mit Nebenlaub umkränzt.

Verschwunden sind die Blumen aller Farben,
Zeitlose nur noch auf der Wiese blüht,
Schweremüthig klingt herüber aus der Ferne,
Des Hirtenknaben lestes Lied.

Der Ritterfeste morsche Trümmer blicken
 Vom Fels ins Thal, zerstört vom Sturm der Zeit,
 Sie lehren uns, daß alles, was hier blühet,
 Anheim fällt der Vergänglichkeit.

Der Kranich zieht in langen graden Linien
 Der fernen, mildern Heimath fröhlich zu,
 Das Leben stirbt allmählig und bald herrschet
 Rings um mich stille Grabesruh.

Und doch, Natur, wie schön im Sterbesschleide,
 Ich lausche träumend deinem Schwanensang;
 Denn auf der Ebne Wellen schwimmt dein Leben
 Dahin, wie ein verwehter Klang.

Fragen und Antwort.

Wer singt im öden Kämmerlein

Beim Wasserglase vom goldnen Wein? —

Wer, nagt der Schmerz tief in der Brust,

Singt doch von Sonne und Lebenslust? —

Wer, schmachtend in heißer, brennender Qual,

Preist dennoch der Liebe holdseligen Strahl? —

Wer rühmet die Freude und preiset das Glück,

Mit Kummer im Herzen und Thränen im Blick? —

Wen wirft oft mit Kränzen ein jubelnder Schwarm

Und läßt ihn dann hungern und sterben vor Harm?

Wen, spreitet der Winter sein stockiges Bliß,

Umbblühet ein lachendes Paradies? —

Wer ist's, der den Himmel in Busen trägt,

Wenn nieder ein tödtliches Unglück ihn schlägt?

Ist das nicht der Dichter? und trög mich der Schein,

So müßt' ich, bei Gott! nicht, wer's dann sollte sein.

Es ist wohl nicht mehr nöthig, die Entschuldigung des Lesers dafür zu erbitten, daß in diesem Blatt, welches manche werthvollere Poesie unerwähnt zu lassen genöthigt ist, die bescheidene Kunst zweier Arbeiter aus dem Volk weitläufig besprochen wird. Nicht vorzugeweise die poetische Bedeutung der Gedichte fesselt die Theilnahme, auch nicht allein die Erdenstellung der Verfasser. Denn noch eine andere elegische Stimmung bleibt zurück, wenn man diese Bogen durchblättert hat. In beiden Gedichtsammlungen erkennt man ein stilles, tiefes Schmerzgefühl der Dichter, das ihnen durch den harten Kampf mit dem Leben in die weiche Seele gedrungen ist. Was sie erweisen, ist doch am Ende keine frohe Kraft, sondern theils wehmüthige, theils unwillige Resignation. Schwer und lang ist uns Deutschen das Ringen um den äußern Bedarf des Lebens, mühsam der Weg zu freier Bildung. Wohl ziemt uns, immer daran zu denken, welche Kraftanstrengung für den kleinen armen Mann nöthig ist, um des Schönen habhaft zu werden, das unser Leben schmückt, und Theil zu gewinnen an den großen Gedanken, welche uns Glücklicheren die Seele adeln. Wer diesen langen und schweren Bildungsproceß unter Hindernissen durchgemacht hat, wie die beiden genannten Männer, der ist aller Ehre werth.

Und auch schmerzlicher Theilnahme. Denn was sie an Bildung gewonnen haben, macht sie allerdings in einzelnen Stunden sehr glücklich, in andern aber traurig. Darin liegt für uns alle eine Mahnung. ♀

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moriz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Gilbert in Leipzig.